

Nr. 178 Bromberg, den 6. August 1933.



Roman von Hanns Gelsam.

(3. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Forstmeister Lessing war in bester Stimmung.

„Jetzt noch eine kalte Ente oder ein leckeres Böwlchen auf der Terrasse, meine Herrschaften“, schlug er vor, und als er das Zögern des Amtmannes Kalbach bemerkte, fuhr er fort: „Ich lade Sie alle dazu ein, den Grund sage ich später.“

Eine laue Sommernacht ließ den Aufenthalt auf der Kurhausterrasse so köstlich erscheinen, daß es niemanden gereute, der freundlichen Einladung Folge geleistet zu haben.

Alfred Wenger ging jedoch, bevor er inmitten der lustigen Gesellschaft Platz nahm, noch einmal allein durch den Kurpark, schritt am jetzt verlassen im Dunkeln liegenden Musikpavillon vorbei und kehrte über den gleichen Weg zurück, den er in der Theaterpause mit dem Forstmeister beschritten hatte.

Kurz vor dem Kurhause bemerkte er, wie jemand unter der Bogenlampe in gebückter Haltung eifrigst auf dem Boden suchte.

Als er näher kam, sah er sich zu seinem Erstaunen Marianne von Weltersburg gegenüber. Schon wollte er mit einem Scherzwort sagen, daß er sich ihr zum dritten Mal heute gegenübersähe, da horchte er erschrocken auf. Das Mädel weinte ja hinter ihrem Taschentüchlein so bitterlich, daß er mit einem Schritt bei ihr stand und teilnahmsvoll fragte:

„Ist Ihnen etwas geschehen?“

„Mein Kollier ist weg, vorhin hatte ich es noch hier am Platze, ich muß es hier irgendwo verloren haben“, kam es schluchzend hinter dem Taschentüchelchen hervor. „Wenn mein Bruder das sieht, bekomme ich den allergrößten Krach!“

Gleich suchte Alfred eifrig mit. „Wir werden es sicher gleich finden, passen Sie nur auf!“

„Marianne, Marianne!“ Eine ärgerliche Stimme rief den Namen.

„O Gott, mein Bruder“, sagte ängstlich die Gerufene und schaute fragend Alfred Wenger an. „Was fange ich bloß an?“

„Gehen Sie“, flüsterte dieser schnell, „ich suche solange, bis ich Ihr Kollier finde und nehme es mit. Rufen Sie morgen telephonisch den Forstmeister an, dort werde ich's hinbesorgen.“

Er drückte ihr zuversichtlich die Hand, trat schnell in das Dunkel zurück und hörte noch, wie Marianne ihrem Bruder, dessen Ruf jetzt aus nächster Nähe erklang, ein fast ärgerliches „Gott ja, ich komme ja schon“ zurief.

„Kleine Schauspielerin“, dachte er und eilte zu der Tischgesellschaft zurück, wo man ihn bereits vermißte.

„Noch ein paar Minuten bitte ich mich zu entschuldigen“, sagte er, nahm jedoch das Bowlenglas in Empfang, das ihm Dr. Krawel in die Hand drückte.

„Trinken Sie, trinken Sie“, nötigte dieser, „der Forstmeister hat Geburtstag, trinken Sie auf sein Wohl, obwohl er's ja nicht verdient hat. So spät am Abend kommt der schlaue Fuchs erst damit heraus, und wir hätten das Ereignis so schön den ganzen Tag feiern können.“

Alfred Wenger trank das Glas aus, gratulierte dem Forstmeister und erbat sich dann vom Amtmann Kalbach die elektrische Taschenlampe, um einen verlorengegangenen goldenen Manschettenknopf wiederzusuchen.

Der Justizamtmann führte stets die Taschenlampe mit sich, wenn er wußte, daß er abends im Dunkeln heimkommen konnte, da er bereits zweimal auf dem Heimweg in der Finsternis bei seiner Behausung gegen Brennholzschuppen und Hühnerstall gelaufen war.

Bereitwilligst wollte er mitsuchen, doch eifrig redete Alfred Wenger ihm dieses aus. Da wäre ja schließlich sein Schwindel mit dem Manschettenknopf herausgekommen.

So machte er sich allein auf den Weg, suchte emsig mit der Taschenlampe den Platz und die angrenzenden Promenadenwege ab und wollte nach einer halben Stunde gerade das Suchen einstellen, da die Lampe leergebrannt war, als er zwischen dem feinen Kies etwas Glitzerndes sah und das Kollier fand.

An einem zierlichen Platinkettchen hing wie ein leuchtender Blutstropfen ein wundervoller großer Rubin. Erfreut steckte Alfred Wenger das Kollier zu sich. Schade, daß die Kleine jetzt noch nichts von dem Fund wußte, sie würde dann sicher ruhiger schlafen.

Am Tisch herrschte nach seiner Rückkehr die ausgelassenste Stimmung. Man gratulierte zu seinem Erfolg, sang ein Verschen begeistert mit, als die Musik im Kursaal, dessen Fenster sperrangelweit offen standen, ein Rheinliederpotpourri spielte und ließ das Geburtstagskind wiederholt hochleben.

Mitternacht war längst vorüber, als Forstmeister Lessing seinen Jagdwagen herbeorderte.

In schneller Fahrt ging es dann endlich heimwärts. Durch schlummernde Täler, an geheimnisvoll rauschenden Wäldern und leise plätschernden Bächen vorbei fuhr der Wagen über die ebene Straße.

Der Forstmeister erzählte von nächtlichen Jagdabenteuern, der Doktor versuchte immer wieder die Töne eines Jagdhornes nachzuahmen, was jedoch stets mißlang, und der Amtmann versuchte ebenso erfolglos Lenaus: „Lieblich war die Maiennacht“ mit schwerer Zunge zu rezitieren.

Da gab es Alfred Wenger auf, den Forstmeister in sein Geheimnis einzuweihen.

*

„Mein lieber Herr Wenger, da kommen Sie mit Ihrem Anruf zehn Minuten zu spät, die Kleine rief eben an. Ich wußte natürlich von nichts und habe ihr Ihre Adresse und Telephonnummer angegeben. Sicherlich ruft sie gleich bei Ihnen im Kalkwerk an."

Alfred Wenger bedankte sich für die telephonische Auskunft des Forstmeisters, hing enttäuscht den Hörer ein und überlegte.

Er hatte absichtlich nicht früher beim Forstmeister anrufen wollen, weil er den alten Herrn nach der allzu kräftigen Geburtstagsbowle vom Abend vorher noch in den Federn vermutete.

Bevor er nach draußen in den Betrieb ging, hinterließ er in seinem Bureau den Bescheid, daß man ihn bei einem telephonischen Anruf sofort holen solle.

Die Sonne brannte in diesen Vormittagsstunden schon so grell, daß die weißen Kalkfelsen im Lichte ihrer Strahlen weit ins Land hineinleuchteten.

Auf dem sich den Berg hinaufschlängelnden Weg, der von den Spuren der schweren Lastwagen erheblich ausgefahren war, näherte sich ein Reiter dem Kalkwerk.

Alfred Wenger schaute aufmerksam hin und überschattete die Augen mit der Hand, unablässig der fremden Erscheinung entgegenblinzelnd.

In der Tat, es war Marianne von Weltersburg, die da im Herrensattel munter heran geritten kam. Nun hatte sie auch ihren Retter aus der Not erkannt, hielt auf ihn zu, sprang dicht vor ihm, bevor er behilflich sein konnte, vom Pferde und reichte ihm die Hand.

„Welch freudige Überraschung, mein gnädiges Fräulein", sagte Alfred Wenger, nahm ihre Hand und ließ soviel Freude aus seinen Augen blitzen, daß man die Bestätigung seiner Worte daraus las.

Dann aber, ehe sie etwas erwidern konnte, zog er einen Briefumschlag aus seiner Rocktasche und reichte ihn der jungen Reiterin.

„Hier ist Ihr Kollier, ich fand es gestern abend im Kurpark und habe es lebhaft bedauert, Sie die ganze Nacht in Unruhe über den Verbleib dieses Schmuckstückes lassen zu müssen."

Mit frohem Erstaunen nahm Marianne den Umschlag.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Wenger, Sie haben mir einen sehr großen Dienst erwiesen." Etwas verlegen stand sie da, ihr Pferd am Zügel haltend.

„Aber ich bitte Sie", meinte Alfred Wenger, „das ist doch nicht der Rede wert, hoffentlich hat Ihr Herr Bruder nichts gemerkt?"

Da lachte Marianne hellauf. „Nein, das ist nochmal richtig gut gegangen. Wenn der etwas von meinem Pech erfahren hätte, hätt's einen Mordsskandal gegeben. Papa hat's mir zu meinem 15. Geburtstag geschenkt, aber ich sollte es eigentlich erst später tragen. Erst gestern hat mir Heinz auf unserer Hinfahrt nach Salzschlirf noch eine Predigt gehalten, daß ich das Kollier hätte daheim lassen sollen. Da können Sie sich denken, wie unangenehm mir da gerade auf der Rückfahrt die Entdeckung gewesen wäre. Heinz kann so fürchterlich jähzornig werden. Na, es ist ja noch mal gut gegangen."

Sie waren beide langsam bis zu den Bureauräumen gegangen und Alfred Wenger bat, sich doch einen Augenblick auf der Bank vor dem Hause von dem Ritt auszuruhen.

„Allerdings kann ich mit keiner besonderen Erfrischung dienen", meinte er, „auf solch hohen Besuch sind wir hier oben nicht eingerichtet."

Sofort winkte er einen Jungen herbei, übergab ihm das Pferd und holte eine Flasche Mineralwasser aus dem Bureau.

Marianne hatte sich den weißen Kalkstaub mit der Reitpeitsche von ihrer schwarzen Reitjacke abgeklopft und die schwarze Reitkappe von ihrem dunklen Lockenkopf abgezogen, und nun sah sie trotz ihrer Breeches nicht mehr so jungenhaft aus wie vorhin auf dem Pferde.

Dankend ließ sie sich auf die Holzbank vor dem Bureau nieder und trank ein Glas Mineralwasser. Bald befanden sich beide in der lebhaftesten Unterhaltung.

Nach einer halben Stunde sah Marianne erschrocken zur Uhr.

„Jetzt aber heidi", meinte sie, „sonst merkt meine brüderliche Liebe am Ende doch noch was, der Junge ist verteufelt helle."

Alfred mußte über den burschikosen Ton des Backfischchens lachen. Besser schon so als zu affektiert, dachte er und holte das Pferd. Schnell schwang sie sich in den Sattel und rief dann:

„Beinah' hätte ich bei allem Plaudern die Frage vergessen, womit ich Ihnen meinen Dank zeigen darf. Immer Ihre Schuldnerin sein, das möchte ich nicht. Also tun Sie mir den Gefallen und sagen Sie's mir!"

Alfred Wenger hielt das unruhige Pferd beim Zügel.

„Nun gut", antwortete er, „ich nehme Sie beim Wort. Als Dank erbitte ich mir, recht bald ein Stündchen wieder mit Ihnen plaudern zu können."

Lachend hielt er die Hand hin, und Marianne schlug ohne Zögern ein.

„Das ist ja nun eigentlich kein Dank", meinte sie, und ihr niedliches Gesichtchen verfärbte sich nun doch etwas, „aber ich gehe darauf ein. Sobald es geht, rufe ich telephonisch bei Ihnen an."

Sie drückte die dargebotene Hand, wandte sich um und ritt langsam ins Tal. Noch lange stand Alfred Wenger auf dem gleichen Fleck, und erst, als er sie tief unten in der Ebene im Galopp davoneilen sah, wandte er sich wieder seiner Arbeit zu.

*

Ein Tag ging wie der andere dahin, Direktor Lenz von den Niederrheinischen Stahlwerken war für wenige Stunden im Kalkwerk Oberleimbach gewesen und hatte alles in bester Ordnung gefunden.

Alfred Wenger war mit ihm in dem großen Maybachwagen bis Bad Salzschlirf gefahren, um unterwegs noch manch geschäftliche Angelegenheit zu besprechen.

Als er am Abend zum Kalkwerk zurückkehrte, hörte er, daß er vom Gut Weltersburg telephonisch gewünscht worden war. Man würde morgen noch einmal anrufen. Wer dieses „man" war, wußte er nur zu gut. So erwartete er voll Spannung den anderen Tag.

Gegen Mittag klingelte am nächsten Tage das Telephon. Eine lustige Mädchenstimme rief fragend seinen Namen.

„Hallo, sind Sie selbst dort? — Paßt Ihnen der heutige Tag zu unserem Wiedersehen? Ich fahre heute nachmittag nach Schlitz. Kommen Sie mit? Mutti hat's mir erlaubt!"

„Ob ich mitfahre?" fragte Alfred Wenger erstaunt zurück.

„Gewiß doch! Sagen Sie mir bitte die Zeit, wann es Ihnen paßt."

„Ich richte mich selbstverständlich nach Ihnen!" rief Alfred freudig zurück.

„Na, dann sagen wir, um fünf komme ich mit dem Dogcart durch Oberleimbach, ist's Ihnen so recht?" meinte Marianne nach kurzer Überlegung.

Und ob es Alfred Wenger recht war! Es war noch zehn Minuten bis fünf, als er schon fix und fertig am Fenster seiner Wohnung stand und die weithin übersehbare Landstraße hinunterblickte.

Kurz nach fünf tauchte das leichte Gefährt auf, schnell war er zum Hause hinaus, und einen Augenblick später saß er neben Marianne von Weltersburg.

Seine Wirtin, die gute Frau Sanitätsrat, hatte hinter ihrer Gardine gesehen, wie sich die beiden wie zwei Altbekannte die Hände schüttelten.

„Nein, so was!" sagte sie ein über das andere Mal, „nein, so was! Da wohnt man mit einem solchen Menschen zusammen und weiß noch nicht mal, daß er die Weltersburg kennt, sogar gut kennt. Ob er schon Besuch dort gemacht hat? Und dabei ist die Marianne doch noch ein Kind, sechzehn oder siebzehn Jahre wird sie alt sein, nein, so was!"

Schnell eilte sie zu ihrer im gleichen Hause wohnenden Tochter, der jungen Frau Dr. Krawel, um dort vielleicht Näheres über Wengers Bekanntschaft mit Marianne von Weltersburg zu erfahren.

Währenddem fuhren die beiden lustig mit ihrem Wägelchen gen Schlitz. Auch bei ihnen unterhielt man sich gerade über Mariannes Alter.

„Denken Sie nur, Herr Wenger, ich hab' meiner Mutti alles erzählt, und sie hat gar nicht geschimpft. Zwar hatte sie Bedenken, daß ich mit einem ganz fremden Herrn zu-

sammentreffen würde, obwohl ich erst sechzehn Jahre alt wäre. Aber da Sie ein guter Bekannter von Vaters Freund, dem Forstmeister Lessing, wären und mir einen solch großen Dienst erwiesen hätten, wollte sie es diesmal gestatten. — Nun, in einem Vierteljahr werde ich siebzehn, da ist man doch kein Kind mehr. Was meinen Sie?"

Das fragte sie jedoch in einem solch kindlichen Tone, daß Alfred Wenger am liebsten gesagt hätte: „Gott sei Dank, daß Sie's noch sind!" Aber er hütete sich wohl, das auszusprechen.

In dem uralten kleinen Residenzstädtchen der Grafen von Schlitz erledigte Marianne schnell ihre Besorgungen, dann hielt man vor einer altmodischen, kleinen Konditorei.

Das vorgesehene Plauderstündchen dehnte sich zu einem zweiten aus, bis man erschrocken feststellte, daß es höchste Zeit zur Umkehr war.

Über einen andern Weg fuhr man heim, und Alfred Wenger leistete seiner kleinen Freundin bis kurz vor dem Gutshof Weltersburg Gesellschaft. Dann sprang er ab, winkte dem davoneilenden Wagen noch mehrmals nach und freute sich unbändig auf das nächste Wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Majestät stickt . . .!

Der originelle Zeitvertreib des Königs von Schweden.

Von Günther Stolp.

König Gustav von Schweden ist jetzt 75 Jahre alt, also schon mitten drin im biblischen Alter, und doch sieht man in den illustrierten Blättern immer wieder das bekannte Bild, auf dem der König — meist verborgen unter dem Decknamen eines Mr. G. — mit einem berühmten Star Tennis spielt. Das ist aber nicht seine einzige Kunst, die er beherrscht. Die wenigsten Menschen wissen, daß er ein eben so guter Krockettspieler ist, ferner ein ausgezeichneter Jäger und obendrein auch noch perfekter Seemann. Ganz besonderes Geschick aber besitzt er zu einer Tätigkeit, die man sonst nur bei unseren Damen zu finden pflegt: er s t i c k t nämlich, und das mit Leidenschaft! „Das Sticken ist mein schönster Zeitvertreib!" sagt er, und das begreift man erst ganz, wenn man einen Rundgang durch das sogenannte „Handarbeitszimmer" des Königs unternimmt.

Der Gedanke, daß ein regierender Herrscher stickt, wird mancher Frau vielleicht eigenartig vorkommen, aber König Gustav erklärt, daß es nach angestrengter geistiger Tätigkeit keine bessere Ablenkung für ihn gäbe als gerade das stille, ruhige Sticken. Er hat beispielsweise Anordnung gegeben, daß jederzeit, wenn er arbeitet, eine Stickvorlage in Reichweite zu liegen hat, damit er sofort hinterher nach ihr greifen kann. Es gibt, praktisch gesprochen, nichts, was der König nicht stickt; hauptsächlich bevorzugt er Kissenbezüge, Möbelüberzüge und Ofenschirme, wenn es darauf ankommt, liefert er aber auch ganze Garnituren. In dem einen Gastzimmer des königlichen Schlosses steht z. B. eine Stickgarnitur, die ausschließlich vom König verfertigt wurde und zu der er Monate brauchte.

Gäste, die den Herrscher von Schweden beim Sticken beobachtet haben, sagen, daß er eine ganz besondere Sorgfalt beim Arbeiten an den Tag lege und stets mit unverdrossener Energie an neue Mustervorlagen herangehe. Die Sachen, die er stickt, müssen völlig fehlerfrei sein und dürfen weder Knoten noch sonstige Ungleichheiten aufweisen. Im allgemeinen bevorzugt der König eine recht bunte Farbenwahl, um zu vermeiden, daß die fertigen Gegenstände trist wirken. Als er mit dem Sticken begann, hatte er bereits das 55. Lebensjahr erreicht. Eine schwere Magenoperation, die ihn lange an das Bett fesselte, brachte ihn auf die Idee des Stickens, und seitdem ist er dabei geblieben, so daß er nun also sein zwanzigjähriges Stick-Jubiläum feiern kann. Anfänglich arbeitete er mit grobem Material, ging dann zu besserem über und verwendet heute nur noch die feinste Seide, die sich für diese Zwecke finden läßt. In der einen Ecke des Zimmers der verstorbenen Königin Victoria von Schweden steht ein Schrank des Königs, der mit Stickereiseiden in sämtlichen bestehenden Farben und Abtönungen gefüllt ist. Die Lagen liegen peinlich in Reihen geordnet, und jede Farbe hat ihr besonderes Fach, das zu keinem anderen Zweck benutzt werden darf.

Wenn nun eine neue Stickerei begonnen werden soll, setzt bei den beiden Hofdamen, die dem König behilflich sind, in der Regel großes Kopfzerbrechen ein. Es sollen neue Muster gefunden werden, die den letzten gleichen, aber doch wiederum in der Wirkung irgendwie abweichend erscheinen. Schwierig ist oft auch die Farbenfrage. Im übrigen hat der König eine Geschmackstabelle ausgearbeitet, die sich nach der bekannten Farbenskala auf alten Gobelins richtet: mattgrün, hellrot und verschiedene Schattierungen braun, gelb und weiß. Allein z. B. in der Farbe weiß verfügt König Gustav über mehr als z e h n Abtönungen in seinem „Seidenschrank". Wenn die Arbeit vonstatten gehen soll, legen die beiden Hofdamen Lage für Lage auf ein Stück weißes Papier, dann wird das Muster in groben Umrissen aufgezeichnet, und nun bestimmt der König die endgültige Ausführung sowie die anzuwendenden Farben.

Was geschieht nun mit den fertigen Stickereien? Nun, die verschenkt der König im Kreise seiner Familie! Die Prinzessin Astrid erhielt beispielsweise zur Hochzeit ein Kissen, und Prinzessin Ingrid besitzt in ihrem Zimmer einen reizenden Ofenschirm. Prinz Gustav Adolf und Prinzessin Sybille bekamen zur Vermählung ebenfalls einen Ofenschirm, und auf die Rückseite hatte Majestät die Worte gestickt: „Für Edmund Sybilla, von Großpapa!"

Übrigens stickt König Gustav auf jedes vollendete Stück seinen Namen. Die meisten Arbeiten schenkte er in früheren Zeiten seiner inzwischen verstorbenen Gemahlin, der Königin Victoria, die selber an Malereien und Skulpturen schuf und für die Stickneigung ihres Gatten anfänglich kein Verständnis zeigte. Später söhnte sie sich aber mit diesem „hausfraulichen Sport" des Königs aus und half ihm Muster und Farben auswählen.

Hausfrau oder König, das ist hier die Frage! So könnte es in Abwandlung des bekannten Hamletzitats heißen. Die Antwort aber würde lauten: König und Hausfrau in einer Person, dazu auch noch Sports- und Seemann, — das ist der 75 Jahre alte König von Schweden . . . .

Elisabeth.

Skizze von **Wilhelm Noltens-Meyer.**

Ich weiß, es ist ein sinnlos anmutender Plan, mit dem letzten Geld ins Flugzeug nach Madrid steigen zu wollen; aber um zu verhüten, daß auch Elisabeth strauchelt durch diesen glutäugigen Kreolen, diesen Blender, diesen — na, still! Er stört keinen mehr. Der Himmel erbarme sich seiner! Hätte ihr Vater es nur nicht so eilig mit ihm gehabt; der Konsul aus Argentinien kam zu Besuch und brachte ihn mit. Doch damit fing es nicht an. Dies ist der Anfang:

Es war Ende April. Ich nagelte schon in aller Frühe an meiner Sommerhütte auf dem lichtbewaldeten Berg. Gegen neun Uhr ging ich über die abschüssige Wiese an der Birkenreihe entlang nach Fridbergs Anwesen hinunter, dem einzigen Gebäude am Talsperrensee und überhaupt ringsum. Weil die Sonne warm schien, war zum Frühstück auf der Terrasse gedeckt. Neben meiner Tasse lag der Brief von Elisabeths Vater. Ich fuhr mit dem nächsten Zug zu ihm. Er sagte: „Sie kommt diese Woche aus dem Internat zurück. Zum Herbst ist sie von ihrer Freundin nach Madrid eingeladen. Sie muß sich nun schleunigst vorbereiten. Denken Sie, daß sie bei ein bis zwei Stunden Unterricht täglich gute Fortschritte im Spanischen macht?"

Ich hatte Elisabeth drei Jahre nicht gesehen. Als sie mir die Hand hinstreckte, bewunderte ich wieder ihre stark strahlenden Augen. Sie lernte die Sprache spielend, und bald begannen wir, von A. Palacio Valdés „Marta y Maria" zu lesen. Wenn trockenes Wetter war, setzten wir uns in den Garten; gewöhnlich las Elisabeth laut vor, zuweilen ich. Hinterher sprachen wir über den Inhalt. Es lag nahe, daß wir hin und wieder abglitten, so auch bei dem geschilderten Ausflug nach einer felsigen Insel, wo die noch kindliche Schwester mit dem Verlobten der älteren allein abseits geriet — vor die gewaltige Meereseinsamkeit, beide hingerissen vom Getöse der wuchtig brandenden Wogen und von der untergehenden Sonne, die ihren Farbenzauber im Wasser trieb! Das Mädchen bemerkte zwar die steigende Flut, fühlte sich aber durch die zarte, doch heimliche Neigung zu dem nahen

Mann so geborgen, daß sie wünschte, mit ihm von den Wellen fortgetragen zu werden.

Elisabeth mußte diese Lage tief nacherlebt haben; beim Aufbrechen fragte sie gespannt und wie selbstverständlich auf tragisch erlösenden Ausgang gefaßt: „Sie ertrinken wohl beide?" Derartig drängte in ihr schon die Macht hehrer Empfindung, die häufig befähigt, selbst dem Verhängnis mutig entgegenzuschreiten.

„Nein", sagte ich, „sie ertrinken nicht." Unsere Blicke begegneten sich; wir fühlten uns gegenseitig bestätigt. Dann gingen wir in die Kleiderablage. Dahin begleitete mich Elisabeth meistens, um die Haustür hinterher zu schließen. Aber ehe ich diesmal den Hut vom Haken nahm, geschah etwas: wir strömten einfach so aufeinander zu mit den Lippen.

Ihrem Vater blieb nicht verborgen, was uns band. Er saß oft auf der Veranda und fing wohl gelegentlich ein, was der Wind durch die offene Glastür herübertrug. Er legte uns nichts in den Weg; so lieb hatte er seine Elisabeth. Das gerade bewog ihn aber auch zu übertriebener Vorsicht. Ich war kurz vorher auf der Insel Urk gewesen. Er wurde eines Tages durch einen Zettel daran erinnert und gab ihn mir mit den Worten: „Der ist wohl aus Ihrem Buch geflattert?" Das stimmte. Die Notiz lautete: „Vom Wolkenbruch auf Urk überrascht. Flucht in Antjes Haus. Beziehung zu ihr. Abschied. Antje wird Mutter. Heiratet aus Verlegenheit Fischerssohn." Es war der Bruchteil eines Novellenthemas, dessen Ergänzung auf einem anderen Papier stand. Wie konnte ich ahnen, daß Elisabeths Vater heimlich nach Urk fuhr und da von einem Mädchen hörte, das tatsächlich einmal während eines Unwetters einen Fremden beherbergt hatte und bald darauf eines Fischers Frau geworden war. Als Elisabeths Vater von dieser „Geschäftsreise" zurückkam, ließ er uns nicht mehr aus den Augen. Sein Ton mir gegenüber wurde kalte Zuvorkommenheit, und auch Elisabeth zeigte sich fortan herb und verschlossen. Ich verspürte väterliches Gebot.

War diese Wendung vielleicht willkommen? Der Konsul auf der Durchreise nach Madrid wurde erwartet und mit ihm der hübsche Ausländer. Er blieb eine Reihe von Tagen. Wir zeigten ihm mit dem Auto die Gegend. Bei Tisch und unterwegs war ich Dolmetscher von Gesprächen, die mir schwerfielen, weil ich Elisabeths frohe Stimmung als eine Art Nachefreude empfand. Sie betrachtete den braunhäutigen Gast wie ein Prachtgemälde. Er betrug sich bestechend liebenswürdig; das nahm fast jeden gefangen. Es ging dann auch alles weitere so traumhaft und beängstigend schnell: Elisabeth heiratete ihn und fuhr mit nach Madrid. — — —

Wie lange das nun her ist! Ich habe inzwischen einen umfangreichen Roman geschrieben; die Heldin ist Elisabeth unter anderem Namen. Und gestern erreichte mich die aufwühlende Nachricht: alles, was ihr Vater dem Mann anvertraute, hat er verpaßt, aber auch alles, was dem Schönen und Guten dienen sollte. Alles ist vernichtet, sogar sein eigenes Leben. Ich habe mich sofort erkundigt: ihr Vater ist mit dem Flugzeug zu ihr gereist. Sollte nicht auch ich . . .? Ich weiß, es ist ein sinnlos anmutender Plan! Ich habe ihr ja telegraphiert, nur nicht den Mut zu verlieren, und gleich hinterher geschrieben, auch vom Heimatfrühling, so wie ich ihn in den letzten Tagen von meiner Sommerhütte aus die Erde mit blühender Wildnis schmücken sah. Und einen Abdruck von meiner Urker Novelle habe ich beigelegt, damit sie richtig versteht, daß nicht ich Antje in die Irre trieb, sondern einer, von dem ich es weiß. — —

Südwestlich über dem See prangt die Sonne. Von unten schallt Gelächter herauf, die ganze Jugendfreude der Badenden. Ich habe meinen Tisch vor die Hütte gestellt und lasse den Kaffee abkühlen. Ach, er ist ja schon kalt geworden, schade! Na, es macht nichts. Ich habe nämlich einen kleinen Brief von Elisabeth empfangen und lese ihn schon die ganze Zeit immer wieder. Mit dem Flugzeug könnte sie womöglich — kommt da nicht eine Dame den Pfad über Fridbergs Wiese herauf? Elisabeth!

Wir sind beide außer uns und finden keine richtigen Ausdrücke. Wir gehen schweigend hinein. Elisabeth weint gegen meine Schulter, und ich halte sie still. —

Unten wartet ihr Vater. Er hat schon Kaffee bestellt. Drei Tassen stehen auf dem Tisch, drei! So lieb hat er seine einzige Tochter Elisabeth.



Bunte Chronik



Weibliche Räuber.

Eine Begebenheit, deren Lösung in ihrer leichten Fröhlichkeit sehr komisch wirkt, meldet eine Belgrader Zeitung. In den Dörfern des mittleren Schumadijagebirges trieb seit einiger Zeit eine Räuberbande ihr Unwesen, über die man sich weidlich die Köpfe zerbrach, da die betroffenen Bauern wohl von ihren Verlusten zu erzählen mußten, keiner von ihnen jedoch jemals ein Mitglied der Bande zu Gesicht bekommen hatte. Von dem gleichen Mißgeschick waren die Polizei und Gendarmerie verfolgt, die immer erst dann am Tatort erschienen, wenn Haus und Hof bereits geplündert waren. Dieses Räuberunwesen dauerte bereits viele Wochen und der Dorfbewohner bemächtigte sich eine gewisse Beunruhigung und Verbitterung gegen die Sicherheitsbehörden. Die Lösung des Rätsels blieb einem bloßen Zufall vorbehalten. Ein Gutsbesitzer war nach einem längeren Aufenthalt aus Paris heimgekehrt, wovon noch niemand etwas erfahren hatte. Eines Abends befand er sich in seinem ebenerdig gelegenen Schlafzimmer, das in dem Herrschaftsgebäude etwas abseits von den Häusern des Gesindes lag, als er aus dem anstoßenden Salon verdächtige Geräusche vernahm. Er ließ eine kurze Zeit verstreichen, schlüpfte dann aus dem Bette, pirschte sich an die Tür heran, die er plötzlich mit dem Rufe aufriß: „Halt oder ich schieße!" In der erhobenen Hand hielt er den geladenen Revolver. Daraufhin streckten drei Gestalten, die vor der eisernen Kasse an der Wand gehockt hatten, erschreckt die Arme in die Höhe und zum großen Erstaunen des Mannes waren es drei hübsche, junge Mädchen, die ihn mit erschrockenen Augen anblickten. Der Gutsbesitzer lud die drei lächelnd ein, ihre Waffen abzuliefern, welcher Aufforderung sie ohne Sträuben nachkamen. Dann ließ er sich mit ihnen in ein Gespräch ein, das ihn darüber aufklärte, daß er es mit der viel besprochenen Räuberbande zu tun hatte, die seit Wochen die Gegend unsicher machte. Die drei Mädchen gaben an, Töchter armer Häusler zu sein und das Leben voll Hunger und Entbehrungen satt bekommen zu haben. Tatsächlich fand man in den Bergen das Versteck dieser weiblichen Räuber, die sehr gewandt und verwegen, aber ohne persönlichen Mut ihr Handwerk ausgeübt hatten. Man fand viele der geraubten Gegenstände, die zu veräußern, sie keine Gelegenheit gefunden hatten, sowie eine reiche Speisekammer voll unverderblicher Nahrungsmittel. Vor Gericht weinten die drei so herzerweichend, daß sie das Mitleid der geschädigten Bauern erweckten und mit einer geringen Strafe davonkamen.

*

„Handpost" von Berlin nach Baden-Baden.

Eine hübsche Episode wird von der großen Deutschlandfahrt, dem ersten „Quer durch" — 2000 Kilometer-Rennen der deutschen Motorfahrer, erzählt. Am Sonntag vormittag erhielt der Chef der NSKK. Hühnlein in Baden-Baden einen Brief, der durch die lange Kette der Spalier bildenden Motor-SA. von Berlin aus weitergegeben worden war. Am Sonnabend nachmittag um 4 Uhr hat ein Berliner SA.-Mann den Brief, der eine Huldigung an den Chef enthielt, abgeschickt. Von SA.-Mann zu SA.-Mann wanderte die Handpost, bis sie endlich nach zwanzig Stunden ihren Bestimmungsort Baden-Baden erreichte.



Lustige Ecke



Der kluge Mann fährt.

„Ich muß mich doch sehr wundern, daß Sie so ungeniert in der Stadt auftreten. Bei Ihren Schulden muß Ihnen doch überall ein Gläubiger über den Weg laufen?"

„Ist nicht der Fall. Ich lasse meine Gläubiger laufen und fahre mit dem Auto."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.